

23. Erzählwettbewerb 2015

Julius-Springer-Schule

1. Preis

Ende der Durchsage, Sebastian Emmert (1 BH 1)

Wir waren verliebt, aber nicht ineinander, sondern in die Bilder, die wir voneinander malten...

...ich kritzte die letzten Zeilen auf das Stück Papier, herausgerissen aus einem alten Stenoblock. Das Blatt ist vergilbt, an den Rändern brüchig, so als wolle es sich von außen nach innen selbst verdauen. Der Block, aus dem es entfernt worden war, war ein Überbleibsel der Vormieterin des Zimmers. Und vielleicht noch von Mietern davor. Ein stummer Zeitzeuge vieler Leben und vieler Schicksale, die in diesem Raum ihr Anfang oder ihr Ende fanden. Das Zimmer selbst ist nicht groß und nicht klein, nicht geräumig oder beengend, es ist einfach nur da und will mit Leben gefüllt werden. Vielleicht ist es aber für ihren Lebensstil nur bedingt passend, für dieses Leben, das schon lange nicht mehr gelebt wurde.

Die Wände sind nicht mehr zu sehen, da zugestellt mit Regalen, die unter der Last von Büchern und Zeitschriften ächzen. Jene Regale waren im Mietpreis inbegriffen, ein Entfernen hätte laut Vermieter gekostet. Eine Augenbraue hochgezogen klopfte sie gegen eines der Bretter, sodass der Staub aufgewirbelt wurde und ohne Unterlass in seinen Bestandteilen durch den Raum tanzte, zu einem Lied, das nur die Flocken hörten, in einem Licht, das durch das geschlossene kleine Fenster schien, erzeugt von irgendeiner Neonreklame, die am Haus gegenüber prangte und große Gewinne bei kleinen Einsätzen versprach. Sie schüttelte nur den Kopf als Zeichen, dass sie sich mit den Regalen arrangieren konnte. Der Vermieter lachte und kratzte sich den dicken Bauch, der nur mühsam von seinem fleckigen T-Shirt bedeckt werden konnte. „Keine Ahnung, die wievielte du bist, die hier einzieht, aber jeder scheint diese Regale zu lieben.“ Der Vermieter verschwand auch alsbald, doch seinen Geruch, den kann ich selbst heute, zwei Wochen danach, noch im Raum wahrnehmen.

Wir hatten ihr Leben in diesen Raum gepackt. In jedem anderen Zimmer wäre es wohl als ein Leben ohne Inhalt erschienen. Doch hier, hier vermochte ihr Leben eine Geschichte zu erzählen, die Leere des Zimmers zu füllen. In der Mitte liegt eine Matratze, ohne Gestell. Sie bildet den geografischen Mittelpunkt des Zimmers, um sie herum stehen Kartons, manche gefüllt mit Klamotten, Schuhen oder noch mehr Büchern, manche leer und umfunktioniert; als Schreibtisch oder Ablagefläche. Und dann ist da noch dieser dichte, beißende Rauch. Kaum betritt man dieses Zimmer, schon treten einem Tränen in die Augen. Ich kämpfe dagegen an, indem ich mir selbst eine Zigarette anzünde. Asche bröseln auf das Papier vor mir, doch es fällt nicht einmal auf. Sie fügt sich harmonisch in das Muster ein.

„Was willst du heute Abend machen?“ fragt sie. Sie liegt auf dem Boden, die Füße auf einem Karton abgelegt, zum Takt eines Liedes wippend, von dem ich nicht weiß, wie

es heißt, von dem ich nicht weiß, woher es kommt. Irgendwo unter einem Stapel Wäsche muss sich ein Abspielgerät verstecken. „Ich weiß nicht“, antworte ich achselzuckend und werfe die Zigarettenasche in einen Kübel, in dem sich eine Zimmerpflanze in den letzten Zügen ihrer traurigen Existenz befindet. „Wir könnten dein Zimmer mal auf Vordermann bringen.“ Soweit ich den Überblick habe, war der Großteil der Dinge noch an dem Platz, an dem wir sie beim Einzug abgestellt hatten. Aber vielleicht war sie auch nur müde. Ich hatte aufgehört zu zählen, das wievielte Mal wir ihre alten Habseligkeiten in neue vier Wände geschleppt hatten. Sie dreht sich auf den Bauch und stützt ihr Gesicht auf den Fäusten ab. „Nur das Genie beherrscht das Chaos. Nur der Dumme lässt sich vom Chaos beherrschen“. Sie dreht sich wieder auf den Rücken, zündet sich eine neue Zigarette an und beginnt in einem Gedichtband von Bukowski zu blättern.

Sandkastenliebe nennt man das wohl, was uns verbindet. Sie war das Mädchen von nebenan, wir gingen zusammen in den Kindergarten, die Grundschule und später aufs Gymnasium. Und bevor der Ernst des Lebens begann, schon nach der Mittelstufe, waren wir so pragmatisch: wenn wir eh schon immer zusammen waren, uns ineinander zu verlieben und so dem andauernden Zusammensein einen weiteren, einen tieferen Zweck zu geben, es auf eine höhere Ebene zu hieven. Und es ergab so viel Sinn. Als Kinder mussten wir Händchen halten, wenn wir in die Schule gingen. So wollten es unsere Eltern. Dass wir uns nicht verlieren, uns nichts passiert, wir aufeinander Acht gaben. Und so entwickelte ich schon damals dieses Gefühl, immer ein Auge auf sie haben zu müssen, sie beschützen zu müssen. Und es hält an, bis zum heutigen Tag, wohl für immer. Doch schon damals kam auch ein anderes, ein egoistischeres Gefühl in mir auf. Das Gefühl des Besitzes, dass sie mir gehörte. Dass nur ich es sein sollte, der mit ihr spielte, mit dem sie ihr Pausenbrot teilte. Und später das Gefühl, dass nur ich es sein sollte, den sie küsste, mit dem sie ihre Zigaretten teilte. Beide Gefühle blieben, das des Beschützens als auch das des Besitzens. Doch auch wenn beides nicht schwächer geworden ist in all der Zeit, so scheint es klarer und klarer zu werden, dass das dritte Gefühl, das der Liebe, nicht mehr als eine Illusion zu sein scheint. Oder die Missdeutung eines der anderen Gefühle.

Wenn man stirbt, so heißt es, ziehen Bilder des eigenen Lebens vor dem inneren Auge an einem vorbei. Quasi ein Kaleidoskop der besten Momente des eigenen Lebens. Ist dem auch so, wenn nur etwas in einem selbst stirbt? Ein Gefühl, eine Hoffnung, ein Vorhaben? Ich denke zurück an die Zeit, die wir miteinander verbrachten. Wir haben inzwischen 23 Jahre miteinander verbracht, uns gestritten, uns versöhnt, miteinander geweint, miteinander und übereinander gelacht (sie mehr über mich als ich über sie). 23 Jahre. Von 25. Wir sind immer den gleichen Weg gegangen, bis hierher. Und doch jeder einen anderen. Wir machten Abitur und beschlossen unsere kleine, behütete Welt zu verlassen. Raus aus der Idylle, hinein in die Unwegsamkeit der Großstadt. Wir begannen zu studieren, zunächst gemeinsam, doch es war nichts für sie. Sie lebte in ihrer eigenen Welt, begann eine Ausbildung, beendete sie wieder, begann eine andere und beendete sie wieder. Nun hangelt sie sich von Minijob zu Minijob. Ihre Eltern wissen nicht, dass sie nicht mehr studiert. Und sie ist zu stolz, es ihnen zu beichten. Irgendwann konnte sie die Miete in unserer WG nicht mehr bezahlen. Und ich war ohnehin immer chronisch blank. Mein Zimmer war nicht groß genug für uns beide, auch wenn ich die Nähe genoss. Doch sie konnte sie irgendwann nicht mehr ertragen. Zum Wohle unserer Beziehung zog sie aus, so sagte sie. Aber mit der räumlichen Trennung bemerkte ich auch eine andere Trennung. Wir bewegten uns voneinander weg. Und ich war der, der hinterherlief.

Ich erinnere mich an den Moment, in dem ich mich in sie verliebte. An den Moment, als sie mich ansah und ich wusste, dass sie es war. Ohne Grund, einfach nur durch einen Blick. Durch ihre Augen hindurch, durch den Spiegel in ihre Seele. So tiefgründig und doch so oberflächlich. Doch das Leben ist ein Dieb, es stiehlt uns Zeit. Und es verlangt für alles

Gute ein Pfand. In der Woche, nachdem ich mich verliebte, starb mein Vater. Und da ich nicht wusste, was zu tun war, ging ich zu ihr. Es war spät am Abend, die neue Stufe unserer Beziehung frisch, wir waren jung, am Anfang unseres Lebens und keiner war erfahren darin, mit dem Ende eines Lebens umzugehen. Sie ließ mich reden, wenn ich schweigen wollte, und schwieg, wenn sie etwas sagte. Bis es irgendwann zu dunkel war, um die schreiende Stille zu ertragen. Sie fragte nicht, ob ich nach Hause wollte, sondern kletterte einfach in ihr Bett und klopfte auf die Matratze, als wolle sie einer Katze suggerieren, darauf zu springen. Wir schliefen in Klamotten, dicht aneinander, spürten einander. Ich wollte nicht mit ihr schlafen, ich wollte nur neben ihr schlafen. Die Wärme spüren, die ihr Körper mir gab. Den Halt spüren, den ihre Nähe mir gab. Und bis heute, fühlte ich mich nie wieder jemand anders so nahe.

Noch heute rieche ich den Duft in dieser Nacht, den Duft ihres Haares, das meine Wange kitzelte, das irgendwann salzig roch, nach meinen Tränen. Ihre Hand, die durch meine Haare fuhr, sich immer von mir wegbewegte, mich aber wissen ließ, dass sie immer wieder kommen würde und sich über mich legt, das Unheil der Welt von mir abhaltend. Ihre Lippen, die nach Erdbeeren schmeckten, und die sanft meine Stirn berührten. Die nichts sagten und doch aussprachen, was Liebe ist.

Heute, Jahre später, ist diese Nähe immer noch da. In jeder Berührung, in jedem Blick. Doch die Zeit, der Dieb, bringt Veränderung. Sie stiehlt die Gewohnheit und verursacht damit Unsicherheit. Ihre Unsicherheit ob ihres eigenen Lebens und dem Weg, den sie darin geht. Der Weg, der ihr inneres Chaos langsam aber sicher nach außen kehrt. Meine Unsicherheit, ob diese Nähe, diese Vertrautheit, ein Produkt von Liebe ist oder von Gewohnheit. Ob wir zueinander gehören, weil es so sein soll oder ob wir nur noch zueinander gehören, weil wir es nicht anders kennen. So wie ihr Stofftier, ein hässlicher lila Hase, der nun zuoberst auf einem Regalbrett thront und uns durch sein eines verbliebenes Auge beobachtet. Doch für sie war es das Schönste im ganzen Raum. Weil sie bei jedem Blick in sein Auge in die Vergangenheit blicken konnte, in eine Zeit, als alles einfacher war, als ihre einzige Aufgabe im Leben darin bestand, Kind zu sein und sich nicht nur wie eines zu verhalten, so wie sie es in letzter Zeit immer häufiger tat. In eine Zeit, als es nur darum ging zu leben und nicht nur darum, zu überleben. In einer Welt, die sie aufzufressen drohte, eine Welt, die am Ersten jeden Monats darauf bestand, dass sie ihre Miete bezahlte. Wir waren immer füreinander da, gaben uns Halt, damit der andere nicht fällt. Und immer, wenn wir einander ansahen, sahen wir den, der wir immer füreinander waren. Doch wenn ich heute in ihre Augen sehe, dann sehe ich sie, wie sie war, die, die sie immer für mich war und die sie in meiner Erinnerung immer sein wird. Ich sehe unsere Vergangenheit. Aber ich sehe nicht unsere Zukunft.

Ich fühle mich schlecht, so zu denken. Fühle mich schlecht, weil ich keine Lösungen mehr parat habe. Fühle mich schlecht, weil sie mir sooft geholfen hat und ich ihr so gar nicht. Fühle mich schlecht, weil ich einen Plan im Leben habe, weil ich diesen Sommer meinen Abschluss machen werde und weiß, wie es danach weiter geht. Fühle mich schlecht, weil ich weiß, dass sie sich weiter durch ihr Leben leben wird; und dabei vergessen wird zu leben. Wenn ich meinen Abschluss gemacht habe, wird sie wahrscheinlich gerade wieder einen miesen Job beenden, in einem anderen Zimmer als diesem sitzen, Sartre oder einen anderen „Optimisten“ - wie sie sie nennt - lesen und sich darin wiederfinden, aber eben nicht in der Welt, in dieser Welt außerhalb gedruckten Papiers. Ich fühle mich schlecht, weil ich ihr nicht helfen kann, diesen, ihren Kreislauf zu durchbrechen, den sie schon viel zu lange immer wieder auf das Neue durchläuft. Ich fühle mich schlecht, weil ich nicht gemerkt habe, wann sie begann, sich in sich selbst zu verlieren. Ich fühle mich schlecht, weil ich das Gefühl habe, nur noch ein Teil ihres Chaos zu sein und ich fühle mich schlecht, weil ich Angst davor habe, irgendwann wirklich ein Teil

dieses Chaos zu sein. Ich fühle mich schlecht, dass wir uns nicht mehr so nahe sind, dass ich nicht gemeinsam mit ihr in ihren Strudel geraten bin, in dem sie sich unaufhörlich um sich selbst dreht. Ich fühle mich schlecht, daran zu denken, dass ich für sie auch nicht mehr bin als etwas, das sie an ihre Vergangenheit erinnert. Ein Utensil, ein lila Hase mit nur einem Auge, der ihr aber antwortet, wenn sie mit ihm redet. Ich fühle mich schlecht, weil ich glaube, nicht mehr der Mensch für sie zu sein, der ich mal war, nicht mehr die Bedeutung des Menschen zu haben, die ich mal für sie hatte. Ich fühle mich schlecht, weil ich mich nicht mehr schlecht fühlen will, weil sie sich schlecht fühlt. Ich will mich nicht mehr schlecht fühlen, weil ich nicht die Verantwortung für zwei Leben tragen kann. Für zwei Leben, die eigentlich eines sein sollten. Ich fühle mich schlecht, weil ich nicht einfach mit ihr reden kann. Ich fühle mich schlecht, weil ich spüre, dass etwas in mir stirbt.

Ich fühle mich schlecht, weil ich weiß, dass es nur einen Menschen gibt, der ihr wirklich helfen kann: Sie selbst.

Sie blickt von Bukowski auf und sieht mich an. Sie liebt ihn, ich verstehe ihn nicht. Doch wie sie so da liegt, versunken in ihrer eigenen, chaotischen Welt, da wird mir klar, dass es mir mit ihr, mit unserem Leben genauso geht. Alles ist Bukowski für mich. Ich liebe sie, aber ich verstehe sie nicht mehr. Ich liebe unser Leben, aber ich will es nicht mehr leben. Und dabei hatte ich so viele Jahre Zeit, sie verstehen zu lernen. Sie und ihr Leben. Sie und unser Leben. „Hey, Träumer, wo bist du gerade?“ Ohne Nachzudenken nehme ich ihre Hand und lasse sie los „Ich liebe dich...aber ich liebe dich nicht mehr!“

Stille erfüllt den Raum. Stille, so dick wie der Rauch, der sich zur Decke kräuselt. Ich fühle mich genötigt, mich zu erklären, aber mir fallen nicht die richtigen Worte dafür ein. Also sitze ich einfach nur da und sehe sie an. Suche nach Emotionen in ihren Augen. Doch sie starrt einfach nur zurück, verarbeitet meine Worte, die Aufkündigung meiner Liebe. Sie nimmt einen letzten Zug, Asche fällt auf die Seiten vor ihr. Achtlos wischt sie sie zur Seite und beginnt laut zu lesen. „*Der Traum hat eine Bruchlandung gemacht, ich sitze mit leeren Händen da, starre sie an, starre sie an, und nichts klingt nach.*“ Sie schlägt das Buch zu und legt es zur Seite, steht auf und geht zur Zimmertür. Wortlos öffnet sie sie und sieht zu Boden. Ich erwidere ihr Schweigen, halte im Türrahmen aber noch einmal inne und suche nach ihren Augen. „Vielleicht ist sie noch da, irgendwo da drin“ denke ich. „Vielleicht sollte ich einfach zurück ins Zimmer gehen, das Fenster aufmachen, das Licht der Neonreklame rein- und den ganzen Rauch rauslassen. Damit wir uns einfach wieder klarer sehen, dass wir einander wiedererkennen, als die, die wir füreinander sein wollen und nicht als diejenigen, die wir momentan füreinander sind. Vielleicht sollte ich danach anfangen, das Zimmer aufzuräumen, nicht nur darüber reden, sondern es einfach tun. Ihr ein letztes Mal helfen, sie ein letztes Mal beschützen, ein letzter, verzweifelter Versuch.“

Ich habe keine Ahnung, wie lange ich schon in der Tür stehe, bis sie endlich meinen Blick erwidert. Doch ihre Augen sind leer, ich sehe nichts, ich sehe rein gar nichts. Nichts, das mich an sie erinnert, nichts, das mich an diesen einen Moment erinnert, nichts, das ich als ein stummes Versprechen für die Ewigkeit deuten kann. Ich gebe ihr einen Kuss auf die Stirn als unausgesprochenes Zeichen immerwährender Verbundenheit und trete durch die Tür. Und damit aus ihrem Leben.

Ich lasse den vergilbten Zettel liegen. Ich werde wohl nie erfahren, ob er jemals gelesen werden wird. Von ihr, von irgendeinem Nachmieter, von irgendjemand. Oder ob er nicht einfach Teil dieses Zimmers wird, ein Teil von Hoffnung, ein Teil von Verzweiflung; Teil eines Anfangs, Teil eines Endes....

*Wir wollten vom Leben
immer zu viel,
nur einer stieg auf,
während der andere
fiel.*

*Wir zogen aus
diese Welt zu erobern,
doch verliefen uns
stets,
kamen nirgendwo an.*

*Irgendwann stoppten
wir,
unter düsterer
Reklame,
erkannten im
Neonlicht
unser wahres Gesicht.*

*Wir schrakten auf
aus unseren Träumen
und sahen die Gefahr,
unser Leben zu
versäumen.*

*Nur wer wagt kann
auch verlieren,
doch wir wagten zu
viel
und stürzten ab.*

*In die Tiefen unsrer
selbst,
ertranken in der
Illusion
von einem Leben,
das es so gar nicht
gibt.*

*Denn wir waren
verliebt,
aber nicht ineinander,
sondern in die Bilder,
die wir voneinander
malten.*

*Jeder ging voran
und folgte dem andern
Wir liefen im Kreis,
kamen nirgendwo an,
kamen nirgendwo an*

Sebastian Emmert, geboren am 6.10.1985 in Stuttgart, machte 2007 sein Abitur in Mannheim. Bis zu seiner Ausbildung zum Buchhändler (2014) arbeitete er Vollzeit als Parlamentarischer Mitarbeiter bei einem Landtagsabgeordneten.



Seit längerem macht er Musik und schreibt seine eigenen Texte dafür. Ob lyrisch oder episch ist abhängig von der Stimmung: passt das Thema eher zur Musik oder wird besser eine Kurzgeschichte daraus? Als er die Geschichte „Ende der Durchsage“ schrieb, hatte er gerade Bukowski gelesen. Ihn inspirierte der Gedanke, wie es ist, wenn man dasteht und nicht weiß, wie es weiter gehen wird. Er glaubt, dass vielen Leuten in seiner Altersklasse dieses Gefühl vertraut ist. Er kennt sich in der Gefühlslage beider Protagonisten aus: sich im Leben treiben lassen und das Bedürfnis nach Struktur haben.